

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hein. Naumann's Buchhandlung in Dresden.
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 924 Lloyd Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelder sind zu adressiren: Rev. E. Käfel, Milwaukee, Wis.

17. Jahrg. No. 24.

Milwaukee, Wis., den 15. August 1882.

Lauf. No. 440.

Dein Wille sei der meine.

Dein Wille sei der meine,
O Herr, wie oft's auch scheine,
Als fromme er mir nicht.
Sei's Nehmen oder Geben,
Sei's Sterben oder Leben,
Du bleibest meine Zuversicht.

Die zweifelnden Gedanken
Zwar auf und nieder schwanken
Und manches Herz verzagt;
Doch bleibt der Glaube feste
Und spricht: Gott weiß aufs beste,
Wann, wo und wie das Heil mir tagt.

Wir Menschen sorgen, bangen,
Bemühen uns und erlangen
Doch nur der Schmerzen viel;
Von allen unsern Plänen
Voll Wünschen und voll Wähnen
Kommt keiner je ans rechte Ziel.

Du aber, dessen Wissen
Von keinen Finsternissen
Beengt ist und beschränkt,
Durchschaust mit Einem Blicke
Der ganzen Welt Geschichte
Und auch das Kleinste, was mich kränkt.

Du lenkst im rechten Gleise
Auf ihrer Himmelsreise
Die Sterne Tag und Nacht;
So lenke doch hienieden
Auch mich in festem Frieden
Und nimm mich gnädiglich in Acht.

Ja Herr, gleichwie die Sterne
In hoher Himmelsferne
Halt mich in deiner Hand,
Bis daß auch ich gelange
Zum Himmelsjaal und prange
Wie sie im hellen Lichtgewand.

L. Grote.

Von der Erneuerung des Taufbundes.

Die heil. Taufe ist ein Sakrament des Neuen Testaments, ein Gnadenmittel, durch welches Gott uns die Wohlthaten Christi mittheilt, zueignet und versie-

gelt. Durch die Taufe vergiebt uns Gott um Christi willen die Sünden; denn wir werden getauft zur Vergebung der Sünden. Apostelgesch. 2, 38. Wo aber Vergebung der Sünden ist, da ist auch Freiheit von der Bitterkeit des leiblichen und von der Qual und Pein des ewigen Todes. 1. Cor. 15, 55. 56. Da wir ferner durch die Taufe Christum anziehen (Gal. 3, 27.), so werden wir durch sie auch erlöst von der Obrigkeit der Finsterniß; denn wer in Christo ist, der ist der Gewalt der Teufels entronnen. Ja die Taufe ist die Urkunde, die Gott uns auf die Seligkeit im Himmel ausstellt; denn wer glaubt und getauft wird, der wird selig. Marc. 16, 16. Ein so herrliches Gut ist die Taufe.

Es ist nun freilich wahr, daß die Taufe von vielen verachtet wird. Manche lassen es sich zwar gefallen, daß sie getauft sind; es würde sie aber sehr wenig anfechten, wenn sie auch noch nicht getauft wären. Andere geben sich damit zufrieden, daß sie ja auch getauft seien, aber sie brauchen ihre Taufe nicht. Diese haben zwar in ihrer Taufe eine reiche Schatzkammer der herrlichsten Güter; aber sie schließen dieselbe nicht auf, freuen sich der Güter nicht und machen keinen Gebrauch davon. Was sollen wir von denen sagen, die ihr Erstgeburtsrecht, das sie durch die Taufe erlangt haben, schändlicher Weise dahin geben für ein Lin,engericht schändlicher Lust, indem sie muthwillig und vorsätzlich ihren Taufbund brechen? Freilich solchen Verächtern nützt die Taufe nichts. Denn der Herr Jesus sagt: „Wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden.“ Und St. Paulus ruft den getauften Christen zu: „Wo ihr nach dem Fleische lebet, so werdet ihr sterben müssen.“ Röm. 8, 13.

Dennoch bleibt auf Seiten Gottes der Taufbund stehen, auch wenn der Mensch ihn bricht. „Glauben wir nicht, so bleibet er treu; er kann sich selbst nicht leugnen.“ 2. Tim. 2, 13. Hat jemand den Taufbund gebrochen und Gott den Rücken gekehrt, so wartet Gott, so lange die Gnadenzeit dauert, mit Verlangen auf seine Rückkehr; kommt derselbe zur Reue über seinen Abfall und getröstet er sich wieder des Bundes, den Gott durch die Taufe mit ihm gemacht hat: so nimmt ihn dieser wieder mit Freuden an. Darum heißt die Taufe auch Sacharja 13, 1. „ein freier offener Born wider die Sünde und Unreinigkeit.“ Wie man sich des Wassers eines freien offenen Brunnens frei bedienen kann nicht bloß zur Stillung des Durstes, sondern auch zur Reinigung des Leibes: so dürfen und sollen wir auch unsern Taufbund gebrauchen nicht nur zum

Trost wider die uns immerdar anklebenden sündlichen Gebrechen und täglichen Schwachheitsünden, sondern auch, wenn jemand nach einem schweren Sündenfall wieder zur Buße kommt. Selig ist der Mensch, der seine Taufe recht kennt und sie heilsam gebraucht, welches geschieht durch fleißiges Erneuern des Taufbundes. Aber was gehört denn eigentlich zur Erneuerung des Taufbundes? Diese Frage wollen wir uns zu beantworten suchen aus Hebr. 10, 19.—25., alwo der Apostel die Christen zur Erneuerung ihres Taufbundes mit recht beweglichen Worten aufmuntert.

Es heißt dort zunächst: „So wir denn nun haben, lieben Brüder, die Freudigkeit zum Eingang in das Heilige durch das Blut Jesu, welchen er uns zubereitet hat zum neuen und lebendigen Wege durch den Vorhang, das ist, durch sein Fleisch; und haben einen Hohepriester über das Haus Gottes: so lasset uns hinzugehen mit wahrhaftigem Herzen, in völligem Glauben, besprenget in unsern Herzen, und los von dem lösen Gewissen und gewaschen am Leibe mit reinem Wasser.“

Die Aufmunterung selbst lautet: „So lasset uns hinzugehen mit wahrhaftigem Herzen, in völligem Glauben.“ Das ist bildlich geredet. Um diese Rede-weise zu verstehen, müssen wir uns mit dem Bilde selbst bekannt machen. Erinnern wir uns also, daß Gott nach dem kläglichen Sündenfalle sein Angesicht im Zorn vom gefallenem Menschengeschlechte abgewandt hat. Dieses ward einst abgebildet durch den Vorhang, der den Gnadenstuhl im Allerheiligsten des Tempels vor den Blicken der Menschen verbarg. Allein der Hohepriester durfte des Jahres einmal vor den Gnadenstuhl treten, und zwar auch nur in der Eigenschaft eines Hohepriesters, als eines Vorbildes Christi, des rechten Hohepriesters. Bis dieser kam und sein Blut als Lösegeld für uns darbrachte, blieb dieser Vorhang, anzuzeigen, daß wir Menschen nur durch Christum Gnade erlangen könnten, und daß Gott auch im Alten Testament nur im Hinblick auf die stellvertretende Genugthuung Christi Sündenvergebung aus Gnade gewähre.

Nun, will der Apostel sagen, ist jener Vorhang zerrissen; denn der rechte Hohepriester, Christus, hat das Sühnopfer dargebracht. Nun ist der Eingang zum Gnadenstuhl geöffnet, wir dürfen uns demselben nahen, um Gnade und Barmherzigkeit zu empfangen (Hebr. 4, 16.): „So laßt uns hinzugehen mit wahrhaftigem Herzen, in völligem Glauben,“ das heißt, ohne Bild geredet, nichts anders, als: So laßt uns denn doch so recht von Herzen glauben, daß uns Gott durch Chri-

stum versöhnt ist, und daß in Gottes Herzen Gnade und Erbarmen für uns arme Sünder vorhanden ist.

Seht da das erste und vornehmste Stück, das zur Erneuerung des Taufbundes erfordert wird. Will jemand seinen Taufbund erneuern, so muß er wieder so recht von Herzen glauben, daß Gott auch ihm durch Christum versöhnt sei, und daß er ihm ein treuer Bundesgott und gnädiger Vater sein und bleiben wolle.

Allein würde sich doch nicht mancher täuschen, wenn er sich diesem Troste hingäbe? Wird am Ende doch nicht viel mehr erfordert um sich wieder der Gnade Gottes recht gewiß zu werden, als allein der Glaube, die herzliche Zuversicht, daß uns Gott durch Christum versöhnt sei und unser gnädiger Bundesgott sein und bleiben wolle, wie er uns das in der Taufe zugesagt hat? Laßt uns sehen, was der Apostel auf diesen Einwand zu antworten hat. Er gründet seine Aufmunterung zur gläubigen Ergreifung der Taufgnade auf zwei Thatsachen, nämlich zum ersten auf die durch Christum geschehene Erlösung, indem er schreibt: „So wir denn haben, lieben Brüder, die Freudigkeit zum Eingang in das Heilige durch das Blut Jesu, welchen er uns bereitet hat zum neuen und lebendigen Wege durch den Vorhang, das ist, durch sein Fleisch,“ er will sagen: weil Christus sein Blut für uns vergossen hat und für uns gestorben ist. Zum andern gründet er diese seine Vermahnung auf die Besprengung unserer Herzen mit dem Blute Jesu in der Taufe, indem er schreibt: „Besprengt in unsern Herzen, und los von dem bösen Gewissen und gewaschen am Leibe mit reinem Wasser.“ Wen Gott durch Christum hat erlösen lassen und wen er mit dem Blute Jesu durch die Taufe besprengt hat, der soll glauben, den ermuntert der Apostel zur gläubigen Ergreifung der durch Christum erworbenen und durch die Taufe mitgetheilten Gnade Gottes.

Gott Lob, zu diesen seligen Leuten gehören auch wir. Denn auch uns hat Christus erlöst, wie das die Schrift klar und deutlich lehrt. Denn er ist ja das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt. „Er ist die Versöhnung für unsere Sünden; nicht allein aber für die unsern, sondern auch für der ganzen Welt (1. Joh. 2, 2).“ Es darf also kein Mensch daran zweifeln, ob auch für seine Sünde vollkommene Genugthuung geleistet sei; jeder, auch der größte Sünder darf glauben, daß Christus auch ihn erlöst, auch ihn den Eingang zum Gnadenstuhl bereitet habe. Das ist eine durch Gottes Wort klar bezeugte Thatsache, die auch die Pforten der Hölle nicht umstoßen, ja die auch unser eigener Unglaube nicht aufheben oder umgeschehen machen kann. Auch wir sind ferner getauft zur Vergebung der Sünden und darum besprengt mit dem Blute Jesu. Darum dürfen auch wir armen Sünder mit der ganzen Zuversicht unseres Herzens glauben, Gott sei uns versöhnt und er wolle unser gnädiger Bundesgott sein und bleiben.

Es verschlägt auch nichts, daß jemand einwenden wollte, auch unter den Erlösten und Getauften gäbe es genug, die doch unter dem Jorne Gottes lebten, und ein böses Gewissen hätten. Das ist wahr! Aber woher kommt das? Wir wollen uns die Sache durch ein Gleichniß klar zu machen suchen. Gesezt den Fall, einem Bettler würden hundert tausend Dollars geschenkt. Würde derselbe das Geld vergraben, anstatt es zu gebrauchen, so würde er freilich auch nach wie vor darben müssen. Gerade so geht es auch allen, die Christus zwar erlöst hat, und denen er durch die Taufe

die Sünde vergeben und die Seligkeit geschenkt hat, die es aber doch nicht glauben: sie bleiben unter dem Jorne Gottes und behalten ein böses Gewissen. Wie man aber jenen Bettler mit Recht ermahnen könnte: Mensch, hole doch dein Geld hervor und kaufe dir ein Haus, Kleider, Speis und Trank, so kann man auch mit Zug und Recht einen jeden Erlösten und Getauften ermahnen: Glaube doch nur, daß auch dir Gott versöhnt ist, und daß er auch dir in der Taufe um Christi willen die Sünde vergeben, dich vom Tod und Teufel erlöst und dir die ewige Seligkeit geschenkt hat. Und wer nur immer den Glauben in sich wirken läßt, daß er das so recht von Herzen glaubt, wahrlich, der wird sich nicht betrügen; denn Jesus sagt: Wer glaubt und getauft wird, der wird selig. Und was er zusagt, das hält er gewiß.

Doch der Apostel verweist uns noch auf etwas Anderes, das auch zur Erneuerung des Taufbundes gehört. Die folgenden Worte unseres Textes stehen in der allernächsten Verbindung mit den bereits betrachteten. Es heißt da zunächst: Und laßt uns halten an dem Bekenntniß der Hoffnung und nicht wanken.“ Mit diesen Worten vermahnt der Apostel die Gläubigen zur Standhaftigkeit. Durch diese Ermahnung sucht er offenbar in ihren Herzen den **V o r s a z** zu erzeugen, dem treuen Gott, dem sie nicht nur Leib und Leben zu verdanken haben, sondern der sie auch aus herzlichem Erbarmen durch Christum seinen Sohn erlöst und durch die Taufe zu seinen Kindern und Erben des ewigen Lebens angenommen hat, unverrückt anzuhängen und lieber alles, Gut und Blut, Leib und Leben, zu lassen, als seine Lehre zu verleugnen oder sein Gebot muthwillig und vorsätzlich zu übertreten.

Es könnte hier nun jemand einwenden, daß der Apostel mit diesen Worten nur zur Standhaftigkeit im Glauben ermahne. Ganz recht! Denn das Bekenntniß der Hoffnung ist nichts anderes, als das Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christo; denn das allein giebt uns armen Sündern eine berechtigte Hoffnung auf die ewige Seligkeit. Das Evangelium aber wird allein durch den Glauben gehalten. Allein dieser Glaube, diese herzliche Zuversicht, daß wir in Christo einen gnädigen Gott haben, wird eben erstickt und ausgelöscht durch wissenschaftliche und beharrliche Verleugnung der himmlischen Wahrheit und durch muthwilliges und vorsätzliches Uebertreten der Gebote Gottes. Es ist nicht genug, daß jemand zum Glauben kommt, sondern er muß auch im Glauben beharren. Denn nur, wer bis ans Ende beharrt wird selig. So gehört denn zur rechten Erneuerung des Taufbundes zum andern auch der ernstliche Vorsatz, dem Dreieinigen Gott fortan treu zu sein.

Aber wie, ist das nicht zu viel verlangt von uns armen, schwachen Menschen? Wie viele haben nicht schon feierlich gelobt, daß sie nun entsagen dem Teufel und all seinen Werken und all seinem Wesen und Gott treulich anhängen wollen, und doch sind sie gefallen! Sie haben entweder mit Demas die Welt lieb gewonnen, oder sie haben das gute Gewissen von sich gestoßen und am Glauben Schiffbruch erlitten. Sie gehen nicht mehr in die Kirche, feiern nicht mehr das Abendmahl, beten nicht mehr. Ja hat nicht Petrus feierlich gelobt, daß er lieber mit Christo in Gefängniß und in den Tod gehen wolle, als ihn verleugnen? Und doch ist er gefallen! Ist es da nicht besser, man sagt lieber gar nicht solchen Vorsatz?

Hierauf wäre zu antworten: Jene traurigen Bei-

spiele können und sollen uns lehren, wie gar verderbt wir Menschen sind, und daß wir uns auch gar nicht auf uns selbst verlassen können; nimmermehr aber dürfen sie uns abschrecken, den ersten Vorsatz zu fassen, Gott fortan treu zu sein, und wenn auch alle untreu würden. Denn es giebt hier nur ein Entweder — Oder; entweder wir beharren im Glauben bis ans Ende und tragen das Ende des Glaubens, der Seelen Seligkeit, davon, oder wir lassen uns wieder durch Betrug des Teufels, der Welt und des eigenen Fleisches zum Abfall bewegen und gehen verloren. Denn nur, wer bis ans Ende beharrt, wird selig. Wer aber weichen wird, an dem wird meine Seele keinen Gefallen haben, spricht der Herr. Hebr. 10, 38.

Doch wir sollen solchen Vorsatz auch gar nicht auf unser eigenes Können gründen; denn der Apostel schreibt nicht: Laßt uns halten an Bekenntniß der Hoffnung und nicht wanken, denn wir können es ja auch, wenn wir nur ernstlich wollen; sondern er setzt hinzu: „denn er ist treu, der sie verheißt hat.“ Was hat denn Gott verheißt? Etwa nur dieses, daß er denen, die an Christum glauben, die Sünde nicht zurechnen wolle? O nein, sondern er hat ihnen auch verheißt, daß er sie in seine göttliche Fürsorge einschließen und sie also führen und regieren wolle, daß sie in seiner Kraft und durch seine Gnade in seinem Wort und Glauben fest bis ans Ende erhalten bleiben. So schreibt St. Paulus an die gläubigen Philipper: „Ich bin desselbigen in guter Zuversicht, daß der in euch angefangen hat das gute Werk, der wirds auch vollführen bis an den Tag Jesu Christi (Phil. 1, 6).“ An die Corinthier schreibt derselbe Apostel: „Welcher auch wird euch fest behalten bis ans Ende, daß ihr unsträflich seid auf den Tag unsers Herrn Jesu Christi. Denn Gott ist treu, durch welchen ihr berufen seid zur Gemeinschaft seines Sohnes Jesu Christi unsers Herrn (1. Cor. 1, 8, 9).“ Jesais 46, 3. und 4. ruft Gott den Gläubigen zu: „Hört mir zu, ihr vom Hause Jakob, und alle Uebrigen vom Hause Israel, die ihr von mir im Leibe getragen werdet, und mir in der Mutter lieget. Ja, ich will euch tragen bis ins Alter und bis ihr grau werdet. Ich will es thun, ich will heben, tragen und erretten.“ Und der Herr Jesus spricht Joh. 10, 27. 28.: „Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie, und sie folgen mir. Und ich gebe ihnen das ewige Leben; und sie werden nimmermehr umkommen, und niemand wird sie aus meiner Hand reißen.“ Auf solche Verheißungen Gottes sollen wir uns fest verlassen. Gerade so gewiß und zuversichtlich wir glauben, daß uns Gott jetzt um Christi willen gnädig sei: so zuversichtlich sollen wir auch glauben, daß er uns in seinem Wort und Glauben erhalten wolle. Aller Zweifel daran ist sündlich.

Wer also seinen Taufbund erneuern will, der ergreife erstlich mit festem Glauben die geschenkte Taufgnade und gedenke sodann, daß er nun auch den Taufbund halte, und da er das aus eigener Kraft nicht kann, so seufze er zu Gott: Ach lieber Gott, hilf mir doch gegen alle Anfechtungen des Teufels, Versuchungen der Welt und Reizungen meines verderbten Fleisches ritterlich kämpfen, daß ich nicht in ihren bösen Rath willige und deine Gnade durch ein sündliches Leben verscherge. Ich will dir ja gerne dienen bis in alle Ewigkeit; du allein taunst in mir wirken das Wollen und auch das Vollbringen; wie ich denn auf deine gnädige Zusage auch glaube, daß du es thun werdest.

So gerüstet mag dann ein Christ seinem Berufe nachgehen und Gott wird mit ihm sein.

Es ist auch ferner zu merken, in welcher Ordnung Gott uns in seiner Gnade erhalten will. Der Apostel schreibt nämlich weiter: „Und lasset uns unter einander selbst wahrnehmen mit Reizen zur Liebe und guten Werken, und nicht verlassen unsere Versammlung, wie etliche pflegen; sondern unter einander ermahnen, und das so viel mehr, so viel ihr sehet, daß sich der Tag naht.“ Die Summa dieser Worte ist: Bleibet doch ja in der Gemeinschaft der christlichen Kirche und laßt euch durch Gottes Wort leiten. Denn unter den Versammlungen, die wir nicht verlassen sollen, sind zu verstehen die kirchlichen Zusammenkünfte der Christen, da sie Gottes Wort handeln, die Sakramente gebrauchen, singen, beten, sich ermuntern zum Guten, strafen, trösten u. s. w. Wer sich in dieser Ordnung finden läßt, daß er also in der Gemeinschaft der wahren Kirche Christi bleibt und sich durch Gottes Wort regieren läßt: der hat die gewisse Zusage, daß Gott ihn im seligmachenden Glauben erhalten werde, oder wo er etwa durch Betrug des Teufels, der Welt und des eigenen Fleisches strauchelte, daß er ihn doch wieder suchen und ihm Gnade zur Buße geben wolle, so daß er umkehrt, im Glauben stirbt und selig wird.

Dazu will sich Gott auch des Dienstes nicht bloß des berufenen Predigers in der Gemeinde, sondern auch der andern Kirchenglieder bedienen; denn der Apostel macht es hier nicht bloß dem Prediger, sondern uns allen zur heiligen Pflicht, uns unter einander selbst wahrzunehmen mit Reizen zur Liebe und guten Werken, und uns unter einander zu ermahnen, und das um so eifriger, je näher das Ende kommt. Welcher Christ auch nur immer sieht, daß sein Mitchrist unordentlich wandelt und also in Gefahr steht, auf ewig verloren zu gehen, der hat das Recht und die Pflicht, dem Irrenden zurecht zu helfen mit sanftmüthigem Geiste. Wir sollen also nicht bloß für uns selbst das Wort Gottes fleißig gebrauchen, sondern auch zum Heile unserer Mitchristen. Das ist die Ordnung, in welcher Gott die Gläubigen heiligt und erhält. So helfe denn der treue Gott um Christi willen, daß wir unsere Tausche recht fleißig gebrauchen, und in der Uebung ihren hohen Werth immer besser kennen lernen.

A. F. S.

„Sprich Du in meiner Sache und schaue Du auf das Recht.“

Erzählung von E. Frommel.

Ich weiß, daß der Herr wird des Glenden Sache und der Armen Recht ausführen. Psalm 140, 10.

(Schluß.)

VII.

Der Criminalrath kündigte dem Pfarrer und seiner Tochter die Haft an, und bald darauf fuhren sie vom Gericht begleitet nach der Stadt. Sie durften kein Wort wechseln. Mit tiefem Mitleiden sah Reihagen das Mädchen an, das wie eine geknickte Blume vor ihm saß. Er hatte keine Thränen mehr und senfte nur stille zu seinem Gott, der sein Anwalt sein sollte. Am Gerichtshof angekommen, nahmen Beide Abschied von einander und Jedes wurde in eine besondere Zelle geführt.

Als der Präsident durch den Criminalrath die Nachricht erhielt, daß es sich mit dem Ringe also verhielt und an denselben deutliche Blutflecken wahrzunehmen seien, auch der Namenszug vollständig sichtbar sei — da schürtelte er schmerzlich das Haupt. „So bin ich denn wieder um einen Menschen und um ein Stück Glauben an die Menschen ärmer geworden. Ich hielt es für eine abgeschmackte Anzeigerei des Schulraths, von dem ich weiß, daß er Reihagen nicht mag. Aber da die Sache so steht, kann ich Ihnen nicht jagen, wie weh mir das thut. Wie verhielt sich denn Reihagen?“ frug er.

„Reihagen war wie immer ruhig, freundlich und gemessen, wie ein Mensch, der ein gutes Gewissen hat.“ antwortete der Criminalrath.

„Und seine Tochter?“ frug der Präsident.

„Sie war sehr bestürzt, entfarbte sich und zitterte heftig. Ich habe sie noch nie so gesehen.“

Indem trat der Sohn des Präsidenten ein. Er war sehr aufgereggt und frug hastig: „Ist's wahr Vater, daß Reihagen und seine Tochter des Mords verdächtig eingezogen sind?“

„Es ist so, mein Sohn. Wir sind leider schändlich betrogen worden. Ich weiß mir dem biederen General gegenüber nicht zu rathen, dem ich den Mann so warm empfahlen.“

„Laß mich mit den Beiden reden, Vater! Ich werde mehr herausbekommen, als in zehn Verhören. Schonen wir die Leute doch vor der Deffentlichkeit!“

„Nein es geht nicht, mein Kind. Der Gerechtigkeit muß der Lauf gelassen werden. Und wenn sie meine Tochter wäre und er mein Bruder — ich kann nicht anders. Das ist die Ehre der Gerichtsbarkeit, daß sie ohne Ansehen der Person richtet und keine Ausnahme weder mit dem Stande, noch sonst einem Verhältnisse macht.“

„Kannst du glauben, Vater, daß dies Mädchen, das so sanft und stille ihren Vater ehrt und auf den Händen trägt, wie ich noch kein Kind es habe thun sehen, daß dies Mädchen, dem die Keuschheit auf der Stirne steht, eines Mords schuldig sei? Da will ich lieber an den Einsturz des Himmels glauben.“

„Ich freue mich, mein Sohn, daß das Herz so aus dir redet; aber das Gewissen geht über das Herz. Du kennst den Eid, den du als Beamteter des Rechts geschworen, und um den Eid und das Amt ist's eine heilige Sache. Fasse dich, und befehl die Sache Dem, der da recht richtet, daß Er uns die Weisheit und das Recht in diesem Falle gebe.“

Der junge Graf riß sich vom Vater los und ging weg.

„Armes Kind,“ sagte der Präsident zu sich selbst, „ich fürchte, dein Herz wird dir noch mehr denn einmal zu schaffen machen in dem Verufe.“

Die Untersuchung giug ihren Gang. Die Akten der früheren, ersten Untersuchung mußten herbeigeholt und durchgesehen werden, und so verging eine geraume Zeit, bis es zum Verhöre kam. In denselben behauptete Reihagen wie früher seine Unschuld, und ebenso behauptete er, von dem Ringe nichts zu wissen. Lydia hatte auf die Fragen geantwortet, der Ring gehöre ihr, sei aber nicht der ihres ermordeten Oheims. Auf die Frage aber, wie sie zu demselben gekommen, hatte sie geschwiegen, und gebeten, sie vor dem Vater zu verhören, dem sie Alles sagen wolle. So schloß das erste Verhör. Nach langer Berathung gestattete man das

Verhör in Gegenwart des Vaters. So lange Zeit hatten sie einander nicht gesehen, nichts gehört, als bloß, das sie Beide lebten, und so war das Wiedersehen für Beide gleich ergreifend.

„Nicht wahr, mein Kind, du bist unschuldig und glaubst es auch von mir,“ sagte Reihagen nach der ersten Umarmung seiner Tochter.

„Ja, lieber Vater, das bin ich, und du bist's auch. Vor diesen beiden Herren will ich es sagen, wie ich zu dem Ringe kam.“

„Du weißt, lieber Vater,“ sagte sie, „daß in jener schweren Zeit, die über uns gekommen, dein Herz wie das meinige voll Trauer war. Du weißt auch, daß ich zweimal die Gelegenheit hatte, ein eigenes Hauswesen zu gründen, und mich zu verheirathen. Aber du weißt nicht, daß die liebe selige Mutter mich auf dem Sterbett gebeten, dich nicht zu verlassen, und bei dir zu bleiben, um dich zu trösten, wenn ich könnte. So habe ich ausgeschlagen, ohne dir zu sagen warum, und bin damals, wie ich nicht recht wußte, was ich thun sollte, auf des Bruders Grab gegangen, droben am Waldesfaum, und habe mich da einmal satt geweint, und den lieben Gott gebeten, er solle mir sagen, was ich thun solle. Und dann habe ich mich hingesezt, und so meinen Gedanken nachgegangen und geschaut, ob mir nicht der liebe Gott ein Zeichen geben wollte. Da hab' ich so unversehens im Moose gegraben, und etliche Blumen mir sammeln wollen, und plötzlich ziehe ich aus dem Erdgrunde, den ich mit einer kleinen Staupe ansriß, weil sie sich nicht brechen lassen wollte, den Ring heraus, der ganz in den Wurzeln stak. Ich hab' ihn gereinigt, und da kam mir der Gedanke: das soll mein Bräutering sein, den ich auf dem Todtenhügel gefunden, und ich will bei dir, lieber Vater, bleiben, bis an meinen und deinen Tod. Ich habe es dir nicht sagen wollen, weil ich dachte, du würdest mich ein thöricht Mädchen heißen, und das Opfer nicht annehmen wollen. Aber siehe, seit dieser Zeit bin ich so frei und getrost gewesen, und konnte Alles um deinetwillen drangeben. So nun ist's heraus,“ sagte sie lächelnd, „nun, lieber Vater, vergieb, daß du durch mich in den Verdacht wieder gekommen. Hätte ich das gewußt, dann hätte ich dir's schon lange gesagt.“ Damit umschlang sie den Vater aufs Neue und sagte: „und nun weißt du, daß ich auch gern in Gefängnisse mit dir bin.“

Den beiden alten Herren ward's wunderbar ums Herz; so etwas hatten sie doch in ihrer Praxis noch nicht erlebt, und solchem Verhör nicht beigewohnt. Denn leider haben's die Leute am Gericht meistens mit der Rückseite des Menschens zu thun, von welcher sich der Mensch bekaunlich schlecht ausnimmt. Darum ging ihnen das Herz auf. Der Präsident brach das Schweigen, und bat, ihm den Ring zu zeigen. Er hatte die ganze Sache, um den Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, für die Voruntersuchung dem Criminalrath übergeben, und somit den Ring noch nicht gesehen.

Mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtete er ihn jetzt. Der Ring war neu aufgezupft, jedoch waren die Blutflecken noch bemerklich. Aber dem scharfen Auge des Präsidenten entging es nicht, daß zwischen dem G. und R. noch ein kleines z. hineingeschlungen war. Dann versuchte er innen im Ringe an einem kleinen, kaum sichtbaren Knüpfchen zu drücken, und der Stein sprang auf, und zeigte ein fast verlöschtes weibliches Bild.

Vom Anblick überwältigt rief der Präsident: „Gott

sei gedankt! Hier ist der beste Zeuge Eurer Unschuld, lieben Freunde. Ich kenne den Ring. Das ist das Bild meiner seligen Frau! Rufen Sie meinen Sohn, Herr Kriminalrath, wir wollen das Protokoll der Aussage aufnehmen."

Der junge Graf kam zu dem Vater, der ihn allein nahm und ihm sagte: „Mein Sohn, ich habe dir noch eine schwere Aufgabe zu stellen. Ich will Reinhausen schonen und seine Tochter und keine weiteren Fremden zum Verhör lassen. Du aber wirst pünktlich das Protokoll führen.“ Schweigend gehorchte der Sohn.

„Ich bitte Sie nun, Fräulein Reinhausen, um Ihre Aussage, wie Sie zu dem Ring gekommen," sagte der Kriminalrath.

Lydia wiederholte ihre Aussage kurz und bündig. Zerstreut hatte der junge Graf den Anfang der Erzählung geschrieben, dann aber die Feder weggelegt und mit Staunen zugehört. Sie war eben fertig geworden, als der junge Mann aufsprang und rief: „Nun, Ihr Herren, zeigt mir den Ring! Ach, hättet Ihr mich gleich reden lassen mit diesen Leuten!" Er nahm den Ring und küßte ihn und sagte: „Hab' ich dich wieder, liebes Ringlein, bist mir so schnell abhanden gekommen mit sammt dem Finger." Dann sagte er zu Reinhausen und zu Lydia: „Wo Euer Sohn und Bruder fiel, da ward auch ich verwundet, und hier von der linken Hand wurden mir die drei Finger abgeschlagen, wie Ihr seht. Am zweiten trug ich den Ring mit der Mutter Bild, es sollte mit mir in die Schlacht und das Gedächtniß an die treue Mutter mich behüten. Da verlor ich den Ring und den Finger durch einen Stieb und wurde ohnmächtig weggetragen und sah den Ring nicht mehr." Und nun drückte auch er an dem Ring und zeigte Lydia das Bild seiner Mutter und riß den Handschuh von der verstümmelten Hand. „Hier ist mein Name: Dietrich Graf z. R."

„Ist das Alles wahr und kein Traum?" frug Lydia den Vater.

„Nein kein Traum, — aber noch mehr ist wahr," rief der Graf. „Gott hat dir ein Zeichen gegeben, wer dein Verlobter ist. Vater! ich habe die Probe bestanden und an der Unschuld Lydias festgehalten, nun segne Lydia und mich, wie uns die Mutter in dem Ringe auch gesegnet."

Das that der Präsident, der schon lange das Mädchen liebgewonnen, und segnete die Beiden und schloß Reinhausen in die Arme.

Mit Triumph wurde Reinhausen heimgeholt durch den General und durch die Gemeinde. Ob der alte Schulrath zu dieser Feier eingeladen ward und die Einladung angenommen, wird nicht berichtet. Die Generalin, die Lydia wie eine Tochter liebte, ließ sich nicht nehmen, ihr die Aussteuer zu besorgen, und von allen Seiten kamen die Beweise der Liebe für den vielangefochtenen Mann. In wenigen Monaten sollte die Hochzeit sein. Denn Reinhausen hatte zu Lydia gesagt: „Nun, mein Kind, weiß ich's, wie's mit dem Ring war. Aber von deinem Glück will ich dich hiermit feierlich entbunden haben, und sollst es übertragen auf deinen Bräutigam."

Da kam etwa zwei Monate darnach ein wunderbares Hochzeitsgeschenk. — Wiewohl Lydia in der Familie des Präsidenten freundlich aufgenommen worden war, so war doch noch immer nicht über Davids Ermordung das Dunkel aufgeklärt, und darum lag noch ein gewisses Etwas von Scheu, namentlich gegen den Vater

Lydias, in der Familie. Da kam eines Tages der Präsident mit Extrapost herübergefahren.

„Ich habe Euch ein Hochzeitsgeschenk mitgebracht, wie Ihr es wohl nicht erwartet habt," sagte er, und damit wies er auf den großen sonngebräunten Mann hin, der mit ihm ausgestiegen war. „Das ist Euer Nefte, Reinhausen, der Sohn Eures ermordeten Bruders, der Euch viel zu sagen hat."

Reinhausen schaute den Mann an und fand auch bald die Züge des Bruders heraus; nur waren die des jungen Mannes freundlich und gewinnend.

„Lieber Onkel," sagte er, „ich komme, um groß Unrecht gut zu machen. Du hast viel durch den Vater gelitten; Gott vergebe es ihm, vergieb du ihm auch! Der ihn ermordete, ist — Tuaro, der Leibsklave, den er mitnahm. Vater hatte ihm sein Weib genommen und verkauft. Das hatte er nicht vergessen, und bei der Abreise seinen Mitsklaven geschworen, sie sollten den Vater nicht mehr sehen. Uns hatte er lieb, darum wartete er, bis Alles geordnet war, und als er hörte, daß du noch aus dem Hause solltest vertrieben werden, wollte er auch Euch eine Liebe thun, indem er ihn mordete. Zum Schein ist er nach Hamburg gereist und in der Nacht wieder heimgekehrt, hat das Fenster, das er am Tage schon losgeschraubt hatte, in der Nacht leise eingebracht und so den Vater überfallen. Um aber ein Zeichen mitzubringen, daß er seine Rache ausgeführt, schnitt er die linke Hand ab mit dem Ringe und eilte damit heim. Das hat mir Tuaro vor seinem Sterben bekannt, und die gedörnte Hand des Vaters sammt dem Ring übergeben — und hier ist er. Das Leid um sein Weib und gewiß auch der Mord, den er auf dem Gewissen hatte, haben ihn frühzeitig gebrochen. Ich bin aber hier nicht bloß, um dir das zu sagen, da du, wie ich jetzt höre, zweimal um deswillen gelitten hast, — sondern auch an meinem Theil gut zu machen. Ich brauche den Hof und die Erbschaft des Großvaters nicht. Ich bin reich und habe mehr denn genug. Ich wollte die Heimath sehen, dich sehen, und dir diesen Trost bringen. Lydia soll die Erbschaft nach deinem Tode haben, das sei mein Theil ihrer Aussteuer." —

Das Weitere mag sich der Leser denken. Lydia hat auch als Gräfin die Kindespflicht am Vater geübt. Reinhausen starb im hohen Alter. Wenn er predigte, dann ging ihm aber der Mund immer besonders freudig auf, wenn er davon redete, wie gut es sei, seinen Gott zum Sachwalter zu haben und mit dem Psalmen sprechen zu können: „Ich weiß, daß der Herr wird des Elenden Sache und der Armen Recht ausführen."

Ende.

Die furchtbare Macht der Unverschämlichkeit.

Ein warnendes Beispiel aus alter Zeit.

(Aus dem Spanischen. *)

Während der Regierung des Kaisers Valerian lebten in der Stadt Antiochien zwei Christen, Sapricius und Nicephorus, in vertrauter Freundschaft. Beide kannten und liebten den Herrn Jesum und waren bereit ihr Leben für ihn hinzugeben. Aber Satanas, der immer den Kindern Gottes auflauert, säte Unfrieden

zwischen den beiden Männern, und um einer unbedeutenden, geringfügigen Sache willen entzweiten sie sich so, daß sie einander den Gruß versagten, wenn sie sich begegneten. Nach einiger Zeit jedoch erkannte Nicephorus sein Unrecht und die große Gefahr, in welcher seine Seele schwebte. Er begab sich deshalb zu wiederholten Malen in das Haus seines alten Freundes, demüthigte sich vor ihm, bekannte seine Schuld und bat um Verzeihung. Sapricius aber blieb unbeugsam und verbot ihm in zornigem Ton, künftighin über die Schwelle seiner Thür zu treten. Nicephorus ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er nahm die Gelegenheit wahr, Sapricius auf der Straße zu begegnen, und bat ihn, indem er sich ihm zu Füßen warf, daß er doch seinen Groll fahren lasse. Doch alles vergeblich.

Bald darauf erhob sich eine furchtbare Verfolgung gegen die Christen, und jedermann glaubte, die drohende Gefahr werde des Sapricius Herz erweichen. Aber nein, er blieb gegen jeden Gedanken an Veröhnung verschlossen, und seine Seele war nach wie vor von bitterem Haß erfüllt.

Eines Tages ward er vor den römischen Statthalter gerufen und sollte den heidnischen Göttern opfern. Sapricius aber legte ein mutthiges Bekenntniß ab. „Wir Christen," sprach er, „erkennen nur Jesum an, unsern König und Seligmacher, den Sohn Gottes, welchem allein Ehre und Preis gebührt; wir verachten eure Götter als stumme und todte Götzen." Der Heide, ob solcher Kühnheit erbittert, befahl, daß er an den Pfahl gebunden und daselbst aufs grausamste gezeigelt würde, bis sein ganzer Leib mit Blut überströmt war. Aber mitten unter den Geißelhieben sprach Sapricius mit heiterer Seele. „Du hast nur Gewalt über meinen sterblichen Leib, ihn zu martern und zu tödten, nicht aber über meine Seele, die Christus erkauf hat mit seinem Blut." Hierauf befahl der Statthalter, ihm von Händen und Füßen die Nägel mit Zangen abzureißen. Aber auch aus dieser schrecklichen Peinigung ging Sapricius siegreich hervor, und nun befahl der Tyrann, daß er sofort auf dem Markt enthauptet werde. Fröhlich und einen Psalm singend schritt der Verurtheilte wie ein streitbarer Glaubensheld dem Ort der Hinrichtung zu.

Noch war die Gnade Gottes geschäftig, noch wollte sein Geist in seiner Langmuth ihm Zeit und Gelegenheit zur Buße gemähren. Aber obschon er die Schrecken des Marterpfahls und der Folter besiegt hatte, überwand doch sein stolzes und unveröhnliches Herz die Gefühle des Hasses und Grolls nicht, die er gegen seinen Feind hegte, und die ihn ins Verderben stürzten. Kaum hatte nämlich Nicephorus vernommen, daß das Todesurtheil über Sapricius verhängt sei, als er eilte, eine Begegnung mit ihm zu suchen. „Dort an der Stätte der Hinrichtung," sagte er bei sich selbst, „nach einem so herrlich leuchtenden Bekenntniß und im Angesicht des Todes wird er sich veröhnen mit dem Freunde seiner Jugend. Jetzt wird er daran denken, was an die Epheser geschrieben steht: Lasset die Sonne nicht über eurem Zorn untergehen." Von solchen Gedanken erfüllt warf er, als er des Sapricius ansichtig wurde, sich ihm zu Füßen und rief: „Verzeihe mir, du Zeuge Christi, ich habe mich gegen dich verfehlt!" Sapricius aber warf ihm einen Blick der Verachtung zu und schritt an ihm vorüber, ohne seine Lippen zu öffnen. Die Augen mit Thränen gefüllt erhob sich Nicephorus. Einen Augenblick blieb er wie angedonnert stehen; dann aber lief er eiligst auf einer andern Straße, um ihm aufs neue An-

geſicht zu Angeſicht gegenüberzutreten, und als ihm dies gelungen war, warf er ſich ihm wiederum zu Füßen und rief mit emporgeſtreckten Händen: „Ich flehe dich an, o Zeuge Chriſti, mir zu vergeben. Siehe, du gehſt nun dahin, um bald aus der Hand des Herrn, den du ſo muthig bekannt haſt, die Krone entgegenzunehmen; willſt du nicht deinem Bruder und Gefährten die Liebe zuwenden, die einſt uns verband?“ Aber Sapricius ließ ſich nicht herbei, auch nur eins ſeiner Worte anzuhören, und gab nur den Soldaten ein Zeichen weiter zu ziehen. Dieſe ſpotteten des Nicephorus und hielten ihn für einen Narren, weil, wie ſie ſagten, es doch unerhört ſei, daß jemand einen verurtheilten Verbrecher, der auf dem Weg zum Richtplatz ſei, um Verzeihung bitte.

Bitterlich weinend folgte Nicephorus bis zu der Stelle, wo das Urtheil vollſtreckt werden ſollte. Dort fiel er auf's neue vor ſeinem wie bezauberten Feinde nieder, erinnerte ihn an die gegenseitige Liebe, die ſie früher zu einander gehegt, die glücklichen Stunden, die ſie im Gebete zugebracht hatten, und ſchloß mit den folgenden durch Schluchzen unterbrochenen Worten: „Bittet, ſo wird euch gegeben; ſuchet, ſo werdet ihr finden; klopfet an, ſo wird euch aufgethan, ſpricht der Herr. Willſt du die große Verheißung unſers himmlischen Vaters dahinwerfen?“ Aber auch jetzt verſchloß dieſer Unglückliche ſein Herz gegen die Stimme des heiligen Geiſtes.

Doch was geſchah? Wie einer, der aus einem Traum erwacht, heftete plötzlich Sapricius ſeine Blicke auf das bligende Beil, welches der Scharfrichter in der Hand hielt. Auf ſeinem Geſicht malte ſich Schrecken und Furcht, und mit zitternder Stimme ſprach er, als der Befehl an ihn gerichtet wurde, niederzuknien um den Todesſtreich zu empfangen: „Ich ſterben? Warum ſoll ich denn ſterben?“ Erſtaunt über ſolche Worte ſchaute der Hauptmann die Menge an; dann antwortete er: „Weil du den Göttern nicht haſt opfern wollen und um des Menſchen willen, den du Chriſtus nennſt, dem Befehl des Kaiſers nicht gehorchen wollteſt.“ Da trat Sapricius auf den Altar zu, auf welchem das Bild des Kaiſers ſtand, und ſprach: „Laßt mich leben; ich will euren Göttern opfern und ſo das Gebot des Kaiſers erfüllen.“

Als Nicephorus ſolches hörte, war er außer ſich vor Schmerz und rief ſlehentlich: „Verſündige dich nicht, mein Bruder; verleugne nicht Chriſtum, unſern Herrn, verlaß ihn nicht. Höre mich, ich bitte dich, und gehe nicht der Krone verluſtig, nachdem du ſolche Qualen erduldet haſt.“ Aber Sapricius ſchenkte auch dieſer Ermahnung keine Aufmerkſamkeit, wie er vorher ſeinen Bitten nicht Gehör gegeben hatte, und erklärte nochmals, er wolle den Göttern opfern. Nun wandte ſich Nicephorus an die Henker mit den Worten: „Ich bin ein Chriſt; ich glaube an den Namen unſers Herrn, den dieſer verleugnet hat. Schlachtet mich nun hin.“ Da ſie ihn jedoch ohne Befehl nicht hinrichten konnten, ließ einer von ihnen zum Statthalter und meldete ihm, daß Sapricius verſprochen habe, den Göttern zu opfern, daß aber ein Anderer da ſei, welcher erkläre, er wolle nicht den Göttern opfern und werde an ſeiner Statt ſterben. Da gab der Statthalter den Befehl, und Nicephorus wurde enthauptet.

Was aus dem unglückſeligen Sapricius geworden iſt, wiſſen wir nicht. Möchte er doch in der kurzen Spanne Lebenszeit, die er um den Preis ſeines jämmerlichen Abfalls erkaufte, noch zur wahren Erkenntniß des Heils und zu dem ewigen Leben geführt worden

ſein, zu welchem er trotz ſeines muthigen Bekenntniſſes und der erduldeten Qualen und Martern nicht gelangen konnte, ſo lange der Haß gegen ſeinen Bruder in ſeinem Herzen war. „Denn wer da ſagt, er liebe Gott, und haſſet ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner; und dieſes Gebot haben wir von ihm, daß wer Gott liebet, daß der auch ſeinen Bruder liebe.“ Und St. Paulus ſagt: „Wenn ich weißſagen könnte, und wüßte alle Geheimniſſe und alle Erkenntniß, und hätte allen Glauben, alſo daß ich Berge verſetzte, und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich nichts.“ G.

Unſere Butterliſte.

Nachdem in der zweiten Hälfte des verfloſſenen Schuljahrs durch die unentgeltliche Lieferung der in unſerm theologiſchen Seminar nöthigen Butter ſeitens einer Anzahl unſerer lieben Gemeinden der Haushaltungsklaſſe dieſer Anſtalt ein bedeutendes Erſparniß erwachſen iſt, und ſich nun wieder eine Reihe Gemeinden bereit gefunden haben, dem Seminar auch im bevorſtehenden Studienjahr eine Sendung Butter zukommen zu laſſen, ſo veröffentliche wir jetzt den erſten Theil der neuen Butterliſte, in der Hoffnung, daß wir in nicht fernere Zeit eine Fortſetzung werden folgen laſſen können. Wir möchten zu dieſem Zweck die geehrten Herren Paſtoren, aus deren Gemeinden im vorigen Jahre eine Sendung gekommen iſt, herzlich bitten, uns in Bälde anzuzeigen, ob wir ſie für die zweite Hälfte des kommenden Schuljahrs wieder auf die Liſte ſetzen dürfen. Daß wir in der hier folgenden Liſte immer eine Woche überſprungen haben, hat ſeinen Grund darin, daß im vorigen Jahr die einzelnen Lieferungen ſo reichlich ausfielen, daß ſie durchſchnittlich anſtatt auf eine, auf zwei Wochen ausreichten, und wir die gute Zuverſicht haben, es werden die Sendungen im bevorſtehenden Jahre wenigſtens ebenſo reichlich ausfallen. Den Herren Paſtoren, die ſich freundlich bereit erklärt haben, bei dieſer Sache mit Hand anzulegen, wird der Inſpektor des Seminars, Herr Prof. Rog, kurz ehe ihre Woche an die Reihe kommt, ein geeignetes Gefäß zuſchicken. Hier folgt nun die

Butterliſte I.

Dritte Woche im September:

Gemeinde des Herrn P. Siegler in Columbus.

Erſte Woche im October:

Gemeinde des Herrn P. Goldammer in Glades Corners.

Dritte Woche im October:

Gemeinde des Herrn P. Körner in Helenville.

Erſte Woche im November:

Gemeinde des Herrn P. Hoffmann in Weſt Granville.

Dritte Woche im November:

Gemeinde des Herrn P. Griebling in Winneconne.

Erſte Woche im December:

Gemeinde des Herrn P. Genſke in Appleton.

Dritte Woche im December:

Gemeinde des Herrn P. Röß in Morrisſon.

Erſte Woche im Januar:

Gemeinde des Herrn P. Koch in Lewiſton, Minn.

Dritte Woche im Januar:

Gemeinde des Herrn P. Bärenroth in Wilſon.

Zuſtände in der ruſſiſchen Staatskirche.

Schon mehrere Male iſt in dieſen Blättern darauf hingewieſen, wie traurig die Zuſtände der ruſſiſchen Staatskirche ſind und auf einer wie tiefen Stufe der Bildung namentlich die dortige Geiſtlichkeit ſteht. Die nachfolgenden Schilderungen entnehmen wir den Erinnerungen eines Mannes, der Jahre lang in Rußland gelebt hat und alſo aus eigener Anſchauung berichtet.

In Rußland, ſo ſchreibt derſelbe, iſt das Verhältniß der Weltgeiſtlichkeit zur Kloſtergeiſtlichkeit in Bezug auf Kenntniß, Bildung und äußeres Anſehen ein ganz anderes als in der römisch-katholiſchen Kirche. In letzterer überwiegt der innere Gehalt und das äußere Anſehen der Weltgeiſtlichkeit während die Kloſtergeiſtlichkeit ſich im allgemeinen nur einer untergeordneten Bildung und Achtung erfreut, einige wenige Mönchsorden ausgenommen. In Rußland dagegen war von jeher die Kloſtergeiſtlichkeit, die ſogenannte ſchwarze Geiſtlichkeit, der bevorzugte geiſtliche Stand. In ihrem Schooße blühte ernſtes Studium und Wiſſenſchaftlichkeit, ſie war einzig maßgebend für die Entwicklung des kirchlichen Lebens, aus ihr allein wurden die hohen Würdenträger der Kirche entnommen. Die Weltgeiſtlichkeit dagegen, die ſog. weiße Geiſtlichkeit, war von jeher und bis in die neuſte Zeit hinein nicht bloß ein minder geachteter, ſondern ein geradezu verachteter Stand. Der Pope iſt in der Regel ein unwiſſender, roher Menſch. Seine Functionen beſchränken ſich auf den Vollzug kirchlicher Ceremonien, Geſänge und Litanen in altſlavoniſcher Sprache, die er von Vater auf Sohn vererbt, wie denn Joſef de Meistre geradezu behauptet hat, der ruſſiſche Geiſtliche ſei weiter nichts als eine Orgelflöte — er ſinge. Religionsunterricht hat er nicht zu ertheilen, denn ein ſolcher wird überhaupt nicht ertheilt; Confirmationen oder Firmelungen giebt es nicht. Der ruſſiſche Chriſt beſucht die Kirche, ſobald er ein Kreuz machen kann. Das Heiligenweſen iſt, wie auch die kirchliche Symbolik, in der ruſſiſchen Kirche weit ausgebildet. Jeder Ruſſe wählt ſich vom Augenblick des Kirchenbeſuchs an ſeinen Heiligen. Vor deſſen Bilde fällt er gläubig zur Erde, und dieſer Heilige gilt ihm im ganzen Leben mehr als Gott und Chriſtus. Jeder Ruſſe, auch die Dienſtboten in nichtruſſiſchen Häuſern, hält ſich das Bild ſeines Heiligen in einem vergoldeten Schrein, deſſen Lämpchen allſonnabendlich und den Sonntag über angezündet wird. Dieſer Schrein befindet ſich in einem Winkel des Zimmers oder bei Dienſtboten in der Küche nach Spiegelart aufgehängt.

Dieſem Bilderdienſt entſpricht die reiche Symbolik der ruſſiſchen Kirche. Die Taube gilt als Sinnbild des heiligen Geiſtes den Ruſſen als ein heiliger Vogel, der wild niſtet, wo er an den Häuſern Platz findet, wie bei uns die Schwalbe, und von aller Welt gepflegt und gefüttert wird. Künstlich ausgelegte Taubenschläge giebt es nicht, und der Verkauf von geſchlachteten Tauben auf den Märkten iſt den Ruſſen ein Greuel. Wenn ein Verkäufer jemals ſolche auf den Märkten zum Verkauf ſtellt, ſo rupft er ſie zuvor und reißt ihnen den Kopf ab, worauf er ſie den Ruſſen gegenüber für Wildgeflügel ausgiebt.

Die Functionen des russischen Weltgeistlichen sind mit Vollzug seiner Ceremonien beendigt, denn gepredigt wird nur selten. Die Einkünfte aus diesem Ceremoniendienst bilden die einzige Quelle seines Unterhaltes, da er kein festes Gehalt bezieht, und er ist darum vorab auf Mehrung dieser Einnahmen bedacht. Wenn irgendwo ein Zimmer geweißt, eine Treppe reparirt, ein neuer Schornstein gesetzt, ja selbst ein Vieh- oder Schweinestall gebaut wird, muß der Pope geholt werden, der mit seinem Gehülfsen den Bau mit heiligem Wasser besprengt und einsegnet, worauf ein Sakuska, d. h. Imbiß, mit solennem Wodki (Branntwein) gewürzt, folgt. Da es zu solchem Ceremoniendienst keiner wissenschaftlichen Bildung, sondern nur angelernter, mechanischer Verrichtungen bedarf, hat der Pope gar keine Veranlassung, sich ernstern, wissenschaftlichen Studien hinzugeben.

Die Außerlichkeit des priesterlichen Kirchendienstes geht so weit, daß der höhere Geistliche, welcher in den großen Kathedralen des Reiches den Chorgesang leitet, seine höhere Stellung nicht seinen Kenntnissen und seinem hierarchischen Range, sondern seinem tiefen Basse verdankt. Der Chorgesang bildet den Haupttheil des russischen Gottesdienstes. Männerchöre wechseln darin mit Knabenchören, denen dann wieder gemischte Chöre folgen. Dazwischen erklingt im tiefen Grundton des Basses die Stimme des den Gesang leitenden Priesters, der am Hochaltar hin und her schreitet. Alle diese Gesänge erfolgen ohne Instrumentalbegleitung, denn Orchester giebt es in der russischen Kirche nicht, so wenig wie Bänke und Sitzplätze. Der Andächtige steht entweder aufrecht oder er kniet oder er liegt platt auf der Erde, mit dem Gesicht dieser zugewendet.

Da die Popen kein festes Gehalt haben, sind viele auf den Dörfern, namentlich den armen Dörfern, in der bittersten Lage, und die wohlhabenden Bauern dängen sie oft genug zum Ziehen des Pfluges und zu anderen ländlichen Arbeiten. Diese mißachtete Stellung der Weltgeistlichen bleibt natürlich nicht ohne Rückwirkung auf die Lebensführung. Der Anblick betrunkenen Popen ist nicht selten, und es sind dieselben leicht erkennbar, da sie auch im bürgerlichen Verkehr ihre geistliche Tracht — einen langen farbigen Talar, langes durch Haarwickel oder Brennwiesen gekräuselttes Haar und den Vollbart — beibehalten. Man findet sie im Ballet und im Ringeltangel, ja sie geben sich sogar zum Schnapsauschank her. Kein Wunder, daß dieser Stand allgemein verachtet wird. Es ist eine allgemeine Sitte der Russen, vor einem Popen anzuspucken, wenn dieser der erste Mensch ist, der ihnen beim ersten Ausgang am Morgen begegnet. Ein solcher Pope bedeutet Unglück für den ganzen Tag, wie bei uns in manchen Kreisen des Volkes das Begegnen einer Spinne, eines alten Weibes oder einer Herde Schweine. Zur Vermehrung der Nichtachtung, welcher die Weltpriester unterlagen, trug nicht wenig ihre lastenartige Abgeschlossenheit bei; denn nach Tradition und Sitte vererbte sich der priesterliche Beruf vom Vater auf die Söhne und in gewissem Sinne selbst auf die Töchter; der Popensohn mußte wieder Pope werden, ohne daß ihm die Wahl eines anderen Berufes frei stand, und die Poptochter durfte nur einen Popen heirathen. Dadurch bildete sich eine nahezu verachtete Kaste heraus, wie im Mittelalter die Angehörigen der anrüchigen Gewerbe, der Schäfer, Wader und Scharfrichter, Kasten bildeten.

Alexander II. hat viel zur Hebung der Geistlichkeit gethan und durch Ukas vom 1. Juli 1869 die Erb-

lichkeit des geistlichen Standes für immer abgeschafft. Seitdem können auch Leute anderer Stände Geistliche werden, und den Popenöhnen ist die Freiheit der Berufswahl gegeben, wie auch anderseits den Poptöchtern gestattet ist, andere als nur Popen zu heirathen. Der verstorbene Kaiser hat ferner wenigstens in den größeren Kirchen des Reiches, namentlich der Hauptstädte, die Abhaltung von Predigten eingeführt. Durch beide Maßregeln hat die Weltgeistlichkeit nicht wenig an Achtung gewonnen, und es dürfte dies in noch viel höherem Grade der Fall sein, wenn erst die letzten Spuren des Erblichkeitsystems verschwunden sind. Leider haben die Popen mit ihrem Anhang diesen nicht hoch genug anzuschlagenden Gewinn ihrem kaiserlichen Wohltäter schlecht gedankt, denn die freigewordenen Söhne zählen zu den schlechtesten und revolutionärsten Elementen des Volkes, und von den wegen nihilistischer Umtriebe bisher verhafteten Personen waren gegen 20 Procent Popen und Popenöhne. (Kreuzblatt.)

Die Nachbarn.

„Nein, Nachbar, der Baum gehört mir, und zwar mir allein,“ sprach Peter zu seinem Nachbar Michel, „ob er gleich in unserm gemeinschaftlichen Baune steht.“ — „Nein,“ erwiderte Michel, „er gehört mir.“ — Es wurden Worte gewechselt und Beide wurden erbittert. Michel, der nachgiebig war, schlug vor, sie wollten den Baum theilen; aber Peter wollte von nichts hören. „Nein,“ sagte er, „der Baum gehört mir ganz. Heute noch verklage ich dich und will mein Recht schon bekommen.“

Er klagte bei der Obrigkeit, und diese rieth zu einem gütlichen Vergleich. Michel war bereit, aber Peter nicht. Schon hatte Peter einige Tage seinen Nachbarn nicht beim Wege angesehen und eine Ruh desselben, die auf seinen Hof gelaufen war, mit den unbarbarischsten Prügelu fortgejagt. „Peter,“ sagte daher Michel, „ich fürchte, wir werden Feinde über den elenden Baum, und das sollte mich dauern. Ich will dir meinen Antheil am Baume schenken, und so sei die Sache zu Ende.“ — „Was schenken?“ fuhr Peter hitzig auf, „ich will und brauche von dir kein Geschenk; die Sache soll nun ihren Gang gehen, und wenn der Prozeß noch so viel kosten sollte.“ Der Gerichtsherr redete ihm zu, aber er wollte von nichts hören. Nun ging der Prozeß vorwärts. Die Gärten wurden ausgemessen, es wurden Zeugen verhört, der Prozeß dauerte schon über ein Jahr, und noch war nichts entschieden. Peter hatte schon öfter ansehnliche Summen zu bezahlen, und da er das Geld dazu nicht hatte, dasselbe auf seinen Garten borgen müssen; aber jeder Thaler, den er hingeben mußte, vermehrte seinen Haß und seine Feindschaft gegen Michel. Er that ihm alles zu Leide, was er mußte und konnte; er verleumdete ihn, wohin er kam, und gab ihn bei der Obrigkeit an, als er einmal mit der brennenden Tabakspfeife über die Straße gegangen war.

Endlich war der Prozeß entschieden; Peter hatte ihn verloren, und da er kein Geld schaffen konnte, so verkauften die Gerichte seinen Garten und machten sich und seine Gläubiger bezahlt. Michel kaufte ihn und noch an demselben Tage ging er zu Peter. Dieser blickte ihn wüthend an, als er in das Zimmer trat. „Wollt Ihr meiner spotten?“ schrie er auf. — „Nieber Peter, wie kannst du das glauben?“ sagte Michel. „Es dauert mich, daß du dich durch den unnützen Prozeß um deinen schönen Garten gebracht hast. Ich habe ihn gekauft, und da ich gerade unvermuthet eine be-

trächtliche Erbschaft gemacht habe, baar bezahlt, und jetzt komme ich, ihn dir wieder zu schenken.“ Peter schlug beschämt die Augen nieder. „Höre,“ fuhr Michel fort, „wir waren sonst gute Freunde, unsere Väter und Großväter sind es auch gewesen und wir haben so froh miteinander gelebt. Ich habe dir nichts zu Leide gethan, was du mir gethan hast, das soll vergeben und vergessen sein. Hier schlag' ein, wir sind Freunde, und der Garten ist dein!“

Schluchzend fiel nun Peter seinem Nachbar um den Hals. „Kannst du mir vergeben?“ sagte er; „wie habe ich gegen dich, meinen alten, treuen Freund, so handeln können?“ Die Freundschaft war von neuem geschlossen, aber den Garten wollte Peter nicht annehmen. „Nun wohl,“ versetzte Michel, „wenn du ihn durchaus nicht willst, so schenke ich ihn deinem ältesten Sohne, bei dem ich Gevatter gestanden habe!“ Die sonst so glücklich miteinander und seit dem Prozesse so unglücklich ohne einander gelebt hatten, kamen zum ersten Male wieder zusammen und die Freunde war groß. „Höre,“ fing mit einem Male Michel an, „damit uns nichts mehr an den Streit erinnert, hole zwei Beile, wir wollen den Baum umhauen und verschenken.“ — „Nein,“ versetzte Peter, „wir wollen ihn unsern Kindern zum Warnungszeichen stehen lassen, damit sein Anblick sie daran erinnere, wie schlimm der Streit ist, und sie zur Verträglichkeit ermuntere.“ Der Baum blieb stehen, und Michel und Peter blieben treue Freunde, so lange sie lebten. (Nachbar.)

Von einem, der auf die Raben gewartet hat.

[Aus dem Englischen.]

Frau Rogers war eine arme Wittwe mit vier noch unerwachsenen Kindern, von denen das älteste etwa acht Jahre zählte. An einem kalten Winterabende trug es sich zu, daß ihre Kinder vom Hunger gequält wurden, und sie hatte doch nichts mehr, womit sie dieselben hätte sättigen können. Doch sie liebte Gott und vertraute auf ihn, und in der gewissen Zuversicht, daß er für ihr täglich Brot sorgen werde, kniete sie nieder, brachte ihre Noth im Gebet vor den Herrn und bat ihn, er möchte sich doch ihrer annehmen.

Als sie ihr Gebet beendet hatte, sagte ihr Aeltester: „Ja, Mutter, sagt denn nicht die Bibel, daß Gott einst einen Mann durch Raben gespeist hat? Kann denn Gott jetzt nicht mehr ebenso gut wie damals Raben mit Brod aussenden? Ich will nur gleich die Thür aufmachen, sonst können sie ja gar nicht herein.“

Eine kleine Weile darauf ging draußen der Schultzeiß vorbei, sah durch die offene Thür in das Zimmer hinein und redete Frau Rogers an: „Wie kommen Sie denn dazu, liebe Frau, daß Sie mitten im Winter ihre Thüre offen stehen lassen?“

„Mein kleiner Sohn,“ antwortete sie, „hat gerade eben die Thür geöffnet, damit die Raben herein kommen und uns Brot bringen könnten.“ — Nun war zufällig der Schultzeiß von Kopf bis zu Fuß in Schwarz gekleidet. — „Nun ja,“ sagte er lächelnd, „da hat ja Richard recht. Der Rabe ist gekommen, und ein recht großer obendrein. Komm mir mit, Kleiner, ich will dir sogleich zeigen, wo das Brot zu finden ist.“

A. R.

Glaube.

Kaiser Napoleon I. hielt eine Truppenbesichtigung auf dem Place du Carrousel in Paris ab; und da er einen Befehl gab, ließ er gedankenlos den Zügel auf seines Pferdes Hals fallen, das sich sofort in schnelle Gangart setzte. Der Kaiser war gezwungen sich anzuklammern. In diesem Augenblick sprang ein gemeiner Soldat der Linie vor das Pferd, ergiff den Zügel und gab ihn ehrerbietig dem Kaiser. „Besten Dank, Hauptmann!“ sagte der Gewaltige und machte so mit einem Wort den Soldaten zum Hauptmann. Der Mann glaubte dem Kaiser, und indem er salutirte, fragte er: „Bei welchem Regiment Majestät?“ Napoleon, sichtlich über diesen Glauben erfreut, entgegnete: „Bei den Gardes“, und galoppirte davon.

Was wird nun der Soldat thun? Wenn er denen nachahmt, die zu sehen und zu fühlen wünschen, ehe sie glauben, und wie der Apostel Thomas auf einen handgreiflichen Beweis warten, ehe sie sich auf ein Zeugniß verlassen, so wird er sagen: „Ein Hauptmann in der Garde trägt immer eine Hauptmannsuniform, und die meine ist nur eines gemeinen Soldaten. Ich kann darum nicht glauben, daß ich Hauptmann bin,“ und der Soldat wird wieder in Reih und Glied eintreten. Wenn er aber dagegen völlig und unbedingt das Wort des Kaisers glaubt, und daß sein Rang als Hauptmann in der Garde nicht von der Uniform, die er trägt, abhängt, sondern daß die Uniform die Folge und der Beweis von seinem Rang sein muß (und dies wird sein Gedanke sein, wenn er den Kaiser ehrt), dann wird er wegen seines Ranges nicht zögern, auch nicht in Reih und Glied wieder eintreten. Und solches war in der That das Benehmen des Mannes. Sobald der Kaiser von ihm weg war, legte der Soldat sein Gewehr nieder und sagte: „Nehme es nun, wer da will“ und anstatt zu seinen Kameraden zurückzukehren, näherte er sich einer Gruppe von Stabsoffizieren. Da einer der Generale ihn wahrnahm, sagte er spöttisch: „Was will der Kerl hier?“ „Dieser Kerl“, erwiderte der Soldat selbstbewußt, „ist Hauptmann in der Garde.“ „Du, mein armer Freund? Du mußt verrückt sein, so etwas zu sagen!“ „Er hat es gesagt,“ entgegnete der Soldat und wies auf den Kaiser. „Dann bitte ich um Vergebung,“ sagte der General höflich, „ich mußte es nicht.“ Hier wird uns in mancherlei Weise Glaube gezeigt. Denn zuerst glaubte der Soldat dem Kaiser auf sein Wort, weil er ihn hörte (wie der Samariter vom Heiland sagen Joh. 4, 42.) und nachher glaubte der General dem Kaiser auf des Soldaten Wort.

Sie sehen nun, wie Jemand gewiß sein kann, daß Gott Frieden giebt; es geschieht durchs Glauben seines Zeugnisses, gerade wie dieser Soldat das Wort seines Kaisers glaubte. Das heißt so, wie er glaubte, daß er Hauptmann sei, ehe er die Uniform trug, so glaubt man auf das Wort und die Verheißung Gottes, daß man ein Kind Gottes durch Jesum sei.

(Dr. Casar Malan.)

Kirchweih.

Der 16. Juli (6. Sonntag nach Trinitatis) war für die kleine deutsche lutherische Gemeinde in Clinton, Wis., ein ganz besonderer Freudentag. Vor drei Jahren gab es noch keine lutherische Gemeinde in Clinton. Als der Unterzeichnete im Sommer 1879 einige Missionsreisen durch jene Gegend machte, fand er zwei oder

drei lutherische Familien dort, davon zwei so eben erst von den Kohlenminen in Pennsylvanien hier angekommen, und deren Sachen noch nicht einmal eingetroffen waren. Dieselben besuchten aber sammt den Knechten und Mägden, die von Watertown, Jefferson u. s. w. dort dienen, regelmäßig die Versammlungen eines deutschen Methodistepredigers im Schulhause. In Folge meiner ersten Ermahnungen, dem Glauben ihrer Kirche treu zu bleiben und nicht die Versammlungen Andersgläubiger zu besuchen, und der regelmäßigen Bedienung von Seiten Pastor Bührings aus Beloit, wozu ich ihn dringend aufforderte, hat sich dann nicht nur so bald ein kleines Gemeindlein um ihn gesammelt, sondern dasselbe hat auch schon in diesem Sommer den Bau eines kleinen Kirchleins ausführen können, so daß wir bekennen mußten: „Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen.“

Am genannten Tage nun fand die feierliche Einweihung dieses Kirchleins statt, zu der sich nicht nur viele Gäste von Beloit, sondern auch von dem 15 Meilen weit entfernten Aston eingefunden hatten.

Nach der Liturgie vollzog Herr Pastor Bühring den Weiheact, wobei die Kirche den Namen erhielt „Ev.-Luth. Christuskirche“. Darnach predigte Unterzeichner auf Grund von 2. Mose 20, 24. von dem Gedächtniß des Namens Gottes.

Um zwei Uhr begann der Nachmittagsgottesdienst, zu welchem die dort wohnenden Amerikaner eingeladen waren. Dieselben fanden sich denn auch so zahlreich ein, daß sie fast das Kirchlein füllten, und die deutsche Gemeinde sich bereitwillig theils mit der Vorhalle theils mit dem Zuhören draußen unter den Fenstern begnügte.

Zuerst predigte nun Herr Pastor Bühring in englischer Sprache über Psalm 84. von den lieblichen Wohnungen des Herrn. Darnach hielt dann Herr Pastor Dejung von Elkhorn noch eine kurze deutsche Ansprache über Sachar. 11, 7.

Die dabei erhobenen Collecten zur Tilgung der noch vorhandenen Bauschuld ergaben die schöne Summe von \$73. Vormittags \$34.73. Nachmittags \$38.27.

Gebe Gott, daß dieses Fest allen Festgästen stets im gesegneten Andenken bleibe, und das Kirchlein mit seinen Gnadenmitteln fortan ein Brunnen des lebendigen Wassers sei, das in das ewige Leben fließt.

A. Liefeld.

Büchertisch.

Johannes Knades Selbsterkenntniß. Historische Erzählung aus der Zeit der Reformation. Von C. Quandt. Revidirte amerikanische Ausgabe. St. Louis, Druck und Verlag von Louis Lange. 1882. In Leinwand gebunden mit Goldtitel, 300 Seiten. Preis: 75 Cents.

Historische Erzählungen sollen nicht zunächst den Zweck haben und verfolgen, den Leser mit einer historisch bedeutenden Person bekannt zu machen; dies ist vielmehr die Aufgabe der eigentlichen Biographie. Hingegen hat die historische Erzählung die Aufgabe, ein Zeitgemälde vorzuführen und in demselben zu zeigen, in welchen Bahnen unter dem Einfluß gewisser Zeitumstände das Denken und Fühlen, Thun und Leiden der Menschen, besonders in gewissen Kreisen der menschlichen Gesellschaft sich bewegte. Daß hierbei in der

Regel hervorragende Personen, besonders solche, die auf ihre Zeit und Umgebung bedeutenden Einfluß geübt haben, auch in hervortretender Weise zur Verwendung kommen, erklärt sich aus der Natur der Sache.

Die Zeit, der das vorliegende Gemälde angehört, umfaßt die ersten Jahre der Reformationszeit; der Ort ist die alte Stadt Danzig; der Mann aber, der im Titel genannt ist, hat den Danzigern die ersten Reformationslichter aufgesteckt. Davon ging es gar bunt her in der alten festen Stadt, und der wackere Priesterbruder Knade, und der schlimme Pater Ignatius, und der stolze Bürgermeister Ferber, und die holde Anna, die dann Herrn Knades — doch der Leser mag sich das lebenswarme, leid- und freudvolle, gestaltenreiche Bild aus dem Leben jener Frühlingstage der neuen Zeit selber vor Augen führen lassen, indem er sich die Erzählung anschafft und liest; und die Frau Leserin und ihre Söhne und Töchter mögen sie auch lesen; denn das Buch ist gesund von Anfang bis zu Ende.

G.

Kirchliche Nachrichten.

— Professor Larsen, Präsident des norwegischen Luther-College zu Decorah, Iowa, hat am 17. Juli eine Reise nach Norwegen angetreten, um im alten Vaterland an einem seltenen Familienfest, seiner Eltern goldener Hochzeit, theilzunehmen und sich nach tüchtigen Lehrkräften für die Anstalt, die unter seiner Leitung steht, umzusehen. Wir wünschen glückliche Fahrt und fröhliche Heimkehr.

— Am 14. Mai starb zu Stoughton, Wis., ein alter Ansiedler namens H. D. Gjerjord, der, wie sein Sachwalter jetzt mittheilt, in seinem Testament, das er schon vor dreizehn Jahren ausgearbeitet hat, dem ev.-luth. Luther-College zu Decorah, das der norwegisch-lutherischen Synode gehört, zwei Drittel seines Vermögens vermacht hat. Da dies Vermögen auf etwa \$9000 veranschlagt ist, so fällt der genannten Anstalt die Summe von ohngefähr \$6000 zu.

— Als einst Papst Leo X. dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen die „goldene Rose“ überjandte, wurde von diesem Geschenk gar viel Aufhebens gemacht. Ein vornehmer Herr, Karl von Miltiz, päpstlicher Nuntius und geheimer Kammerherr, Domherr zu Mainz, Trier und Meissen, wurde zum Ueberbringer der päpstlichen Gabe ersehen, und zwar, wie der Papst in einem Schreiben vom 24. October 1518 hervorhob, um seines vornehmen Adels und hoher Eigenschaften willen. In demselben Schreiben strich der Papst die „allerheiligste goldene Rose“ noch gründlich heraus, indem er darauf hinwies, daß dies hohe, geheimnißvolle Geschenk, das der Papst nur den vornehmsten christlichen Königen und Fürsten, die sich um den heiligen Stuhl wohl verdient gemacht hätten, zu verehren pflege, am Sonntag Lätare mit dem heiligen Oele gesalbt und mit dem apostolischen Segen geweiht worden sei, und daß der Kurfürst dem römischen Stuhl zu um so größerem Dank verpflichtet sei, als diese Ehre seit den Zeiten des Papstes Sixtus IV. ein einziger sächsischer Fürst, der Herzog Ernst, der selber in Rom erschienen sei, habe erfahren dürfen. Zugleich giebt er eine Erklärung des Geheimnisses der goldenen Rose, daß nämlich durch dieselbe der Leib Christi, der die Blume aller Blumen sei, vorgebildet werde.

Heutzutage scheint man in Rom mit dieser Auszeichnung freigebiger zu sein als damals; denn wie wir

aus den Blättern ersehen, ist die goldene Rose neuerdings einer Amerikanerin, der Frau unser General Sherman, von Papst Leo XIII. verehrt worden. Wer dabei den Miltig gespielt hat, berichten unsere Quellen nicht.

— Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft hat im Jahre 1881 fast drei Millionen, genau angegeben 2,938,000 Bibeln und Theile der Bibel unter die Leute gebracht; das macht also ohngefähr 10,000 Exemplare auf jeden Arbeitstag. Die Einnahmen der Gesellschaft beliefen sich in demselben Jahre auf eine Million Dollar. Die Gesellschaft beschäftigt 500 Colporteurs, von denen die Mehrzahl in Europa beschäftigt ist, wo besonders in den vorwiegend römisch-katholischen Ländern, wie Frankreich, Spanien, Belgien, Italien, auch Süddeutschland, auf diese Weise die Bibel unter das Volk gebracht wird.

— Die Londoner Tractatgesellschaft hat nach dem letzten Bericht ihres Secretärs im Jahre 1881 im Ganzen 664 neue Schriften herausgegeben und eine Einnahme von einer Million Dollar erzielt. Wie weit die Gesellschaft ihre Wirksamkeit ausdehnt, läßt sich einigermaßen daraus abnehmen, daß sie Schriften in 142 verschiedenen Sprachen veröffentlicht hat.

— In Frankreich hat die Bewegung, welche auf Trennung zwischen Kirche und Staat abzielt, neuerdings ein eigenes Organ erhalten, indem ein hervorragender Vertreter und Wortführer dieser Richtung, Herr Boyssat, die Herausgabe einer Zeitschrift mit dem Titel "La separation de l'Eglise et de l'Etat" („die Trennung der Kirche und des Staats“) begonnen hat, um dadurch, ehe die Sache in den Kammern zum Austrag kommt, in ihrem Interesse zu wirken.

— In Portugal genießen zwar die Jesuiten des Schutzes der Regierung; das Volk hingegen nimmt eine immer feindseligere Haltung gegen dieselben an. Als jüngst ein Student der polytechnischen Schule sich gemeigert hatte, vor einer römisch-kirchlichen Procession den Hut abzulegen, wurde er zu zwei Monaten Gefängnis und \$80 Geldstrafe verurtheilt. Seine Mitschüler legten zusammen und bezahlten die Unkosten; dann zogen sie durch die Straßen von Lissabon und saugen die Marcellaise, trotzdem daß, oder vielmehr weil der Präfect dies Lied verboten hatte. Hierauf erfolgte gegen zwölf von ihnen ein neuer Prozeß. Was thun nun drei und sechzig Studenten der medicinischen Schule? Sie reichen an den Minister des Inneren ein Gesuch ein, daß durch eine ärztliche Commission der Präfect untersucht werde, ob er geistig gesund sei. Das war ein neues Vergehen und es folgte wiederum ein neuer Prozeß. Jetzt aber traten die Studenten von Coimbra, Porto und Braga zusammen, brachten die sämtlichen Geldmittel zur Bestreitung der Prozeßkosten auf und erklärten sich als mitbetheiligte bei diesen sämtlichen Vorgängen. Anlässlich dieser Demonstrationen nahm der Präfect seine Entlassung, um nicht noch schlimmere Unruhen herauszufordern, und am Frohnleichnamsfest hatte die Polizei Befehl, niemand zur Entblößung des Hauptes vor der Procession, bei der sich der König mit den hohen Würdenträgern seines Hofes betheiligte, zu zwingen.

— Vor einiger Zeit erschien in Jerusalem ein kleines deutsch-englisches Wochenblatt. Der Pascha verbot die Fortführung desselben bei einer Strafe von

\$200. Darauf versuchte der Herausgeber das Blattchen als Beiblatt einer schon bestehenden ebräischen Zeitschrift erscheinen lassen; aber der Pascha wiederholte sein Verbot mit der Begründung, daß im türkischen Reich kein Blatt ohne besondere obrigkeitliche Erlaubnis erscheinen dürfe.

G.

Bekanntmachung.

Am Mittwoch, d. 6. September, werden so Gott will die Vorlesungen für das Studienjahr 1882—1883 im hiesigen theologischen Seminar ihren Anfang nehmen. Neu Eintretende wollen Zeugnisse über Vorbildung und christlichen Wandel mitbringen. Die Facultät.

Schulanzeige.

Am 30. August d. J. wird, so Gott will, das neue Schuljahr in unserer Anstalt zu Watertown seinen Anfang nehmen. Das Aufnahmeexamen findet am 29. August statt und beginnt Morgens 10 Uhr. Die Kosten für Unterricht und Beföstigung betragen für Fremde \$132.75, für Zöglinge aus den Gemeinden unserer Synoden \$112.75, für solche, die in unseren Synoden Pastor oder Lehrer werden wollen, \$52.75 das Jahr. Die Abtheilung für Mädchen ist durch einen Beschluß des Verwaltungsrathes aufgehoben worden. Anmeldungen bittet man rechtzeitig an den Unterzeichneten einzusenden.

Watertown, den 4. Aug. 1882.

Aug. F. Ernst,

Präsident der Anstalt.

Ordination.

Am Trinitatisfeste, den 4. Juni 1882, wurde Herr Candidat Theodor Hartwig, nachdem derselbe von der ev.-luth. Gemeinde in Juneau berufen war und sein Examen bestanden hatte, von mir im Auftrage des Herrn Präses und unter Assistenz des Herrn Pastor Mühlhäuser in seiner Gemeinde ordinirt und eingeführt. Gott segne den jungen Pastor und seine Gemeinde!

Aug. F. Ernst.

Watertown, den 4. Aug. 1882.

Adresse: Rev. Th. Hartwig,

Juneau, Dodge Co., Wis.

Ordination.

Nachdem Herr Candidat Hermann Brandt sein Examen bestanden und einen Beruf von der ev.-luth. St. Johanniskirche in Stanton, Neb., angenommen hatte, so wurde derselbe von mir im Auftrage des Herrn Präses unter Assistenz des Herrn Pastor M. Pankow am 5. Sonntag nach Trinitatis, den 9. Juli, inmitten seiner Gemeinde ordinirt und eingeführt. Gott seze ihn vielen zum Segen.

Watertown, den 4. Aug. 1882.

A. F. Ernst.

Adresse: Rev. H. Brandt,

Stanton, Stanton Co., Neb.

Berichtigung.

In No. 22 des Gemeinde-Blattes soll es heißen: Von Herrn W. Justmann \$4 für Schuldentilgung, anstatt für innere Mission. N. A.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrgang XVII: Die Herren Pastoren: Bollmar [für Schay und Ricker] 2. C. Sauer, 2.10. J. J. Meyer, 2.70. Naber, 3.49. Hagedorn, 26.40, [für Dins, Will, Dieblich, Müller, 4.20].

Die Herren Schwarzrock, 6.83. Brase, 1.10.

Jahrg. XVI, XVII, XVIII: Herr P. Alwardt, 3.15. Schürich, 0.52. 1.05. 0.53.

Th. Jäkel.

Für Schuldentilgung: P. Goldammer von A. Jung \$5. — P. Rök, von C. Schlenfeld, 2. Zahl. \$10; C. Gustmann jun., 1. Zahl., F. Blif, je \$5; J. Becker \$3; A. Dornstreich, 2. Zahl. \$5. — P. Hagedorn, von G. Sinn I. \$10; W. Göhmann, 2. Zahl. \$8; Eva Krämer, 2. Zahl. \$7; J. Rosenbaum, 2. Zahl. \$5; G. Schmidt II., 2. Zahl. \$3. — Lehrer Richter \$2.40. — P. Hoffmann, von A. Krempin, 2. Zahl. \$3; C. Jahnke, 2. Zahl. \$4. — P. Dejung (verspätet), von J. Disting \$5.

Für das Seminar: P. Hagedorn, Theil der Missionsfest-Coll. \$15. — P. H. Pieper, Theil der Missionsfest-Coll. in Manitowoc \$25. — P. M. Demninger, aus der Parochie Mosel \$8. — P. Jäkel, vom werthen Jungfrauen-Berein \$18.

N. Adelberg.

Für die Taubstummen-Anstalt zu Morris: Durch P. A. Riefel in Burlington, Wis.; von Frau Burmeister, Frau Wehmhoff, F. Gehrig, je \$1; H. Meinitz, Frau Salomo, Frau Thranert, H. Prümers, H. Baz, H. Burmeister, je 50 Cents; N. N. 45 Cents; Frau Kunzler 30 Cents; Frau Kurzrock, W. Falk, F. Lüdke, F. Stöhr, J. Stöhr, Frau Rehbein, Fr. Schmidt, C. F. Schulz, — Drens, je 25 Cents. — Durch P. A. W. Reibel in Kosciuszko, Wis., von A. Kempfert \$5; Frau Kiel \$1. — Von P. L. Junter in New Albin, Wis. \$2. — Durch P. E. Hoyer in Platteville, Wis., von seiner Gemeinde \$7.15; von N. N. 25 Cents. — Durch P. W. Hinnenthal in Town Franklin, von Fr. Brüß, Wangerin, Mirzwa, je \$1; Hartseil, Heiser, je 50 Cents; N. N. 75 Cents; Winkelmann 25 Cents. C. D. Strubel, Cassirer.

Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bächerverlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodalsbuchhandlung zu den beigelegten Preisen zu haben sind.

Dr. Martin Luthers

Kleiner Katechismus

mit

Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus, und herausgegeben von der

ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.

Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.

A First Course

in

Composition and Grammar.

By A. L. Graebner.

Preis: einzeln 50 Cents, das Duzend \$5.00.

Amerikanisch-Deutsche Bibel.

Herausgegeben von der Lehrerconferenz der ev.-luth. Synode von Wisconsin.

Preis: einzeln 25 Cents, das Duzend \$2.40.

F. Werner, Agent,

436 Broadway, Milwaukee.